

DER WIND VOM SÜDEN

Mit der Wahl des Jesuiten Jorge Mario Bergoglio am 13. März 2013 zum Nachfolger von Benedikt XVI. ist eine Vision wahr geworden, wie sie lateinamerikanische Theologen wie Leonardo Boff, Jon Sobrino und Gustavo Gutiérrez seit Langem skizziert hatten: Ein Papst des Volkes solle es sein, ein Papst aus einem Teil der Weltkirche, der selbst arm sei und die Option für die Armen ins Zentrum seiner pastoralen, sozialen und politischen Mission stelle.

Adrian Holderegger

E ntsprechend dieser Vision wirbelt Franziskus die Kategorien «Peripherie und Zentrum» durcheinander. Bestimmend soll nicht mehr das Zentrum sein, das von Europa, seinem Geist und seinem Wohlstand bestimmt wird, sondern die machtlose Peripherie: Die Randgebiete mit den meisten katholischen Gläubigen werden durch den Papst des Südens ins Zentrum der geistlichen Macht des Nordens geholt. Sich am Evangelium orientierend, rückt er die Armen, Ausgegrenzten, Entrechteten und Vergessenen ins Zentrum.

Von Beginn seines Pontifikats an ermahnt er die Kirche, aus sich herauszugehen und ihr Engagement auf die Armen zu richten. Es war ein deutliches Zeichen, dass ihn seine erste Reise nach Lampedusa führte – jene von Flüchtlingen und Heimatlosen überfüllte Insel. «Ich wünsche mir eine arme Kirche für die Armen. Sie haben uns vieles zu lehren. Es ist nötig, dass wir alle uns von ihnen evangelisieren lassen», so heisst es in seiner ersten Programmschrift, in seinem ersten apostolischen Schreiben («Evangelii gaudium» 2013, Nr. 198). Mit diesem Bekenntnis scheinen die Massregelungen und Ausgrenzungen der «Theologie des Südens», der sogenannten Befreiungstheologie, die es unter Kardinal Ratzinger vonseiten der Glaubenskongregation gab, wohl nicht vergessen, aber doch überwunden zu sein. Nach Jahrzehnten der Diskussion, der Quereilen, der Verurteilungen und der Klärung

ist die einstmals umstrittene vorrangige «Option für die Armen» selbst in den Mittelpunkt der Verkündigung und ins Zentrum der Macht gerückt.

Kontinentale Verschiebung

Mit der Wahl von Jorge Mario Bergoglio sind die theologischen, dynamischen Aufbrüche in Lateinamerika auch in Rom angekommen. Bis anhin sind sie weitgehend regionale Phänomene geblieben. Bergoglio, Sohn einer italienischen Einwandererfamilie, ist durch die Schule der Befreiungstheologie gegangen, wie sie sich seit den 1970er-Jahren in Argentinien eigenständig ausgebildet hat. Es ist eine Theologie, die weniger auf die Instrumente der Sozialtheorien zurückgreift, sich vielmehr als «teología del pueblo» entfaltet und auf Kulturanalysen, Volksreligiosität, kulturelle Tradition und Literatur zurückgreift.

Zu dieser Strömung gehören Theologen wie Lucio Gera, Rafael Tello und vor allem der auch in Europa bekannte moderate Juan Carlos Scannone. Der Freund und grosse Inspirator Lucio Gera hat den jungen Jesuiten Bergoglio besonders mit seiner Forderung nach einer «pastoral popular» und der «inserción» des Evangeliums in der Welt der Armen nachhaltig geprägt. Dieses Anliegen sollte auch zu einem der zentralen Schwerpunkte seines Pontifikats werden. Er selbst spricht allerdings kaum von Befreiungstheologie, auch wenn er deren Intentionen

«Da ich berufen bin, selbst zu leben, was ich von den anderen verlange, muss ich auch an eine Neuausrichtung des Papsttums denken»

nen aufnimmt und vertritt. Die Wertschätzung Bergoglios für seinen engen Vertrauten kommt ganz augenfällig dadurch zum Ausdruck, dass er ihm eine letzte Ruhestätte in der Kathedrale von Buenos Aires bereitet, wo sonst Bischöfe bestattet werden.

Epochenbruch

Die historische Bedeutung des Pontifikats von Papst Franziskus liegt wohl darin, dass er die eurozentrische Kirche aufbricht und aufmischt mit seinen lateinamerikanischen Erfahrungen und Sichtweisen. In grosser Unbekümmtheit ruft er zur Erneuerung der verkrusteten kirchlichen Strukturen auf, selbst zur Umgestaltung des Papsttums. «Da ich berufen bin, selbst zu leben, was ich von den anderen verlange, muss ich auch an eine Neuausrichtung des Papsttums denken. Meine Aufgabe als Bischof von

Rom ist es, offen zu bleiben für die Vorschläge, die darauf ausgerichtet sind, dass eine Ausübung meines Amtes der Bedeutung, die Jesus Christus ihm geben wollte, treuer ist und mehr den gegenwärtigen Notwendigkeiten der Evangelisierung entspricht» (Nr. 32). Franziskus kehrt den Stil der wohl dosierten, harmonisierenden und vorsichtigen Worte seiner Vorgänger um in einen pastoralen Stil der Ungezwungenheit und der Direktheit, ja der Irritation, die stauend auch manche Fragen unbeantwortet lässt.

Gleich zu Beginn seines Pontifikats formiert sich ein Widerstand in der traditionell-römischen Kirche und nicht zuletzt in der Kurie des Vatikans. Kardinäle kritisieren, der Papst verlasse den Pfad der Rechtgläubigkeit und führe die Kirche in eine falsche Richtung. Diese Opposition hat im Wesentlichen mit der tektonischen Verschiebung zu tun, in der sich dem eurozentrischen Mittelpunkt in Rom eine andere Schicht der Weltkirche mit ihren Überzeugungen und Erfahrungen unterschiebt und diesen zum Erschüttern bringt. Die Wahrnehmung vieler – vor allem in der nördlichen Hemisphäre –, dass sich der erfrischende Wind aus dem Süden an diesen Widerständen, ja Trutzburgen, zu sehr abgekühlt habe und vom ursprüng-

lichen Erneuerungswillen nicht mehr viel übriggeblieben sei, ist nicht unberechtigt. Darüber wird die nähere Zukunft entscheiden müssen, wenn der päpstliche Reformwille seine Glaubwürdigkeit nicht verlieren will.

Pastoral und Theologie

Der «Papa-pastor», der Pastor in der Nachfolge des Petrus, schöpft seine Grundideen aus einer Theologie des Volkes. Der Argentinier Lucio Gera schreibt, das Novum der argentinischen Theologie bestehe darin, die Pastoral in ein enges Verhältnis zur theologischen Reflexion gesetzt zu haben und nicht umgekehrt. Hier liegt auch der Schwerpunkt von Papst Franziskus. Es geht ihm daher in erster Linie nicht um die Ausbuchstabierung der «rechten Lehre», der Dogmatik, sondern darum, den Glauben in der Praxis, in den Gemeinden und Lokalkirchen zu verlebendigen. In der

konkreten Praxis sollen Formen eines «lebendigen Kirche-Seins» gefunden werden. Und Aufgabe der Theologie ist es, diesen Prozess zu begleiten und aus der Pastoral neue Kriterien des Handelns und Urteilens zu gewinnen. Er selbst wendet dieses Prinzip in seinem post-synodalen Schreiben «Amoris laetitia» (2018) an, wenn er eine Blickänderung auf die heutigen Ehe- und Familienformen fordert. Zuerst sollen die unterschiedlichsten Formen des familialen und partnerschaftlichen Zusammenlebens zur Kenntnis genommen werden. Mit diesen Realitäten vertraut, misstraut er der herkömmlichen theologischen deduktiven Methode, die aus allgemeinen Wahrheiten weitreichende Folgerungen für Einzelsituationen ableitet. Stattdessen gilt es, im wohlwollenden Hinhören im Lichte des Evangeliums für das Wohlergehen der Menschen zutragliche Lösungen zu finden. ■

